

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 44 (1964-1965)
Heft: 3

Rubrik: Umschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

UMSCHAU

HEINRICH BÖLL

Biographisches

Unter den Aufsätzen Bölls findet sich eine knappe Skizze, «Über mich selbst» betitelt. Sie ist weit entfernt davon, eine Autobiographie zu bieten. Wenn sich jemand in epischer Breite über sich selber äußern soll, so bedarf er einer gewissen Behaglichkeit, ja Selbstgefälligkeit, die nicht Sache unseres Autors ist. Zwar nennt die Skizze «Über mich selbst» den Geburtsort, das Geburtsdatum; im übrigen beschränkt sie sich auf ein paar Jugenderinnerungen, auf ein paar grundsätzliche Eindrücke, die für Bölls Denken wegweisend geworden sind.

«Geboren in Köln, am 21. Dezember 1917, während mein Vater als Landsturmann Brückenwache schob; im schlimmsten Hungerjahr des Weltkrieges wurde ihm das achte Kind geboren; zwei hatte er schon früh beerdigen müssen; während mein Vater den Krieg verfluchte und den kaiserlichen Narren, den er mir später als Denkmal zeigte... Meine väterlichen Vorfahren kamen vor Jahrhunderten von den britischen Inseln, Katholiken, die der Staatsreligion Heinrichs VIII. die Emigration vorzogen. Sie waren Schiffszimmerleute, zogen von Holland herauf rheinaufwärts, lebten immer lieber in Städten als auf dem Land, wurden, so weit von der See entfernt, Tischler. Die Vorfahren mütterlicherseits waren Bauern und Bierbrauer...»

Aus den Hungerjahren stammt Heinrich Böll. Er hat jenes Brot also wirklich begehrt, das in der Erzählung «Das Brot der frühen Jahre» eindringlich geschildert ist. Und er stammt aus dem Volk, darum ist ihm auch niemals das Leben des Volkes fremd. Er hat das graue Elend des kleinen Mannes miterlebt, der in die Kriege und Krisen, in die ideologische Verhetzung hineingestoßen worden ist. Im Ersten Weltkrieg wurde er

geboren, den Zweiten Weltkrieg hat er als Soldat mitmachen müssen; und was zwischendrin, in seiner Jugendzeit, geschah, das war auch nicht erhebend. So verstehen wir nun, warum sich in seinem Werk eine so ausgeprägte soziale Tendenz vorfindet.

Der Zorn und das Mitleid

Zwei Dinge sind da für immer haften geblieben: das Mitgefühl mit dem Volk und die Wut auf die Volksverführer. Das erstere zeigt sich in seinen Büchern als eine alldurchdringende Menschlichkeit; die letztere aber verhärtet sich mit der Zeit zum stehenden Zorn, zum Ressentiment. Böll hört zwar das Wort sehr ungern; dennoch ist er im Ernste davon nicht freizusprechen.

Sein Mitleid mit dem notleidenden Volk ist künstlerisch fruchtbar geworden. Nicht in dem Sinne, daß er sich ausschließlich ans «Armeleutemilieu» hielte; es sind in seinem Werk so ziemlich alle Stände vertreten, sofern es heute noch Stände gibt. Aber diese Mechaniker und Telefonisten, diese Dienstmädchen, diese notgedrungenen Tagediebe und Zigarettendreher; eine Mutter, die heldenhaft gegen die Armut kämpft; die heisere Stimme eines singenden Negers: dergleichen liebt er. Dagegen steht er dem Geldbürgertum sehr skeptisch gegenüber — und auch der Kirche, in dem Maße, wie sie sich mit dem Staat und der Wirtschaft verbündet hat¹.

Und da geschieht es nun, daß der Zorn seine Stimme heiser macht. Denn es ist ja nur zu wahr, was Brecht, in einem Augenblick der Erleuchtung, geschrieben hat:

Auch der Haß gegen die Niedrigkeit
Verzerzt die Züge.

Auch der Zorn über das Unrecht
Macht die Stimme heiser².

Die sozialistische und pazifistische Grundhaltung hat Böll mit Wolfgang Borchert gemeinsam — gemeinsam darum, weil auch das Erleben der beiden weitgehend dasselbe war: zuerst das Grauen des Krieges und dann die Heimkehr in die Trümmer. Was Wunder, wenn immer noch so etwas wie Brandgeruch in seinen Schriften schwelt! Böll glaubt nicht an jenen esoterischen Dichter, der auf eine soziale Stellungnahme verzichten kann, um sich «in der Unverbindlichkeit ästhetischer Räume» zu bewegen³. Er glaubt nicht an die Gelassenheit in all diesen Dingen.

Aber zum Glück hat er doch auch Humor, eine gewisse rheinländische Wärme und einen wachen Intellekt. Das Rauchen und das Trinken hat er zu Zeremonien erhoben, die das Leben lebenswerter machen; und er liebt, wie es sich für einen zeitgenössischen deutschen Dichter geziemt, den Whisky. Er hat auch Frauengestalten geschaffen, die auf eine Neigung zum Weiblichen schließen lassen. Viele kleine Erzählungen, wie etwa «Die unsterbliche Theodora», «Im Lande der Rujuks» oder «Der Lacher» sind voll witziger Heiterkeit. Sie offenbaren jenen anderen Böll, der denn doch auch noch da ist: einen amüsierten Zuschauer des Daseins. Es gibt wohl den Zorn und das Mitleid, aber es gibt auch das Lächeln. Wer leben will, muß leben lassen; er kann nicht immer dem Unrecht, der Not auflauern.

Sympathien für Irland

Die autobiographische Skizze deutet auf eine Abkunft von Ahnen, die «von den britischen Inseln» zugezogen sind. Rührt sie daher, die Liebe zu Irland, die in einem von Bölls schönsten Büchern, dem «Irischen Tagebuch», ihren Ausdruck gefunden hat? Oder hat ihn umgekehrt erst diese Liebe auf die Spur seiner Ahnen gebracht? Wir wissen es nicht, wohl aber können wir sagen, inwiefern Irland dem Dichter wahlverwandt ist.

Es ist ein armes und «leeres» Land, noch nicht überwalzt von der erbarmungslosen Walze unserer Allerwelts-Zivilisation. Obwohl es, nach Böll, für die Armut heute keine Entschuldigung mehr gibt — insofern nämlich, als die Regierenden und Reichen

die Armut ihrer Untertanen nirgends mehr verantworten können — so trägt die Armut Irlands dennoch zu seiner Menschlichkeit bei. Es ist ein friedliches, ein tief christliches Land, das immer außerhalb der Machtkämpfe gestanden hat, sich immer nur in der Rolle des Unterdrückten, niemals in derjenigen des Unterdrückers befunden hat. Ein ganz katholisches Land, ein Land des Fatalismus. Die Frauen, so scheint es, gebären dort so viele Kinder, wie ihnen der liebe Gott schickt; die Männer aber schlingern in «Einzelsäuferkosen» mit ihrem Whisky dahin... Ein Land der Priester, der Auswanderer, der Regennächte und moosgrünen Weiten; ein Land, wo jeder eines jeden Gast sein kann — und wo man in den Regennächten um das lodernde Kaminfeuer sitzt, wo das Whiskytrinken das Bibellesen nicht ausschließt! Am Maßstab des Wirtschaftswunders gemessen, geht es da allerdings karg zu. Aber Böll ist ja nicht, mit Brecht, der Meinung: Nur wer im Wohlstand lebt, lebt angenehm. Er hat noch eine tiefe, wenngleich verdrängte Liebe zu jenen Zeiten in sich, wo die eine und einzige Kirche unser aller Hort war — und die Armut der mystische Grund unseres Daseins.

Katholizismus

Der Katholizismus ist Heinrich Böll zum Problem geworden. Daß «der Vatikanstaat als erster diplomatische Beziehungen mit Hitler aufnahm», kann er der Kirche keineswegs verzeihen. Daß so und so viele Priester sich «schneidig» benahmen und die katholischen Rekruten zwar vor Freudenmädchen warnten, nicht aber vor dem nationalsozialistischen Staat, der eine sehr viel ernstere sittliche Gefahr darstellte; daß also der Begriff Moral auf sexuelle Moral eingeschränkt wurde und die Kirche in allem anderen ein wenig die Augen zudrückte — darüber weiß der Dichter in seinem «Brief an einen jungen Katholiken» recht bissige Dinge zu sagen⁴.

Jeder Böll-Leser weiß, wie sehr der Autor die Sakramente der Kirche ernstnimmt, ja mehr, wie diese Sakramente zu den Grundlagen seines Lebens gehören. Wie viele seiner Heldinnen und Helden schlüpfen einmal, mitten in ihrem Tageslauf, ganz unversehens

in eine Kirche hinein: voll Sehnsucht, die mystische Einigung mit Gott zu vollziehen. Daß die Kirche, kraft ihrer Sakramente, diese Einigung vermitteln kann, steht für Böll nicht eigentlich in Frage. Fraglich ist höchstens, ob die zeitgenössische Kirche noch immer aus ihrem urchristlichen Grunde lebt. Dort, wo sie wirklich das Haus und die Zuflucht der Beter ist, die Stätte der Versenkung und der Versöhnung: dort liebt er die Kirche. Wo sie aber verbürgerlicht ist und eine Art Zweck-Ehe mit dem Staat eingegangen ist, wo sie mit den Reichen geht und die Armen sitzen läßt, wo sie die Kanonen segnet, da verabscheut er sie. Insofern könnte man Heinrich Böll einen protestierenden Katholiken nennen.

Vorrang der Menschlichkeit

In dem Roman «Billard um halb zehn» ist von den Lämmern und von den Büffeln die Rede. Die Büffel, das sind die Verantwortungslosen, die Opportunisten, die sich verleiten lassen, die Hexentänze und Hexenverbrennungen eines verrückt gewordenen Staates mitzumachen. Und die Lämmer werden dann zu den Opfern der Büffel. Wenn man diese Symbole ihrer politischen Bedeutung entkleidet, so handelt es sich um den Zusammenstoß der Unmenschlichkeit mit der Menschlichkeit, der in jeder Zeit, in allen politischen Systemen möglich ist.

In diesem Konflikt hat die Menschlichkeit den absoluten Vorrang — so sehr, daß «vom Sakramente des Büffels zu essen» gleich viel bedeutet wie das Böse schlecht-hin. In der Erzählung «Im Tal der donnernden Hufe» findet sich eine rührende Szene. Es gibt da ein schönes Mädchen, um welches die Schuljungen herumkichern und dem sogar erwachsene Männer nachstellen. Seine ganze Umwelt besteht aus «dumpfen Seelen, die Schönheit nicht dulden können». Weil es einmal, in aller Unschuld, einem Kameraden, der es beim Spiel seltsam anstarrte, seine Brust hatte zeigen wollen, steht es im Rufe der Unsittlichkeit. Die Verleumdungen steigern sich so sehr, daß die Mutter des Mädchens sich entschließt, es weit wegzuschicken, zum Vater, nach Wien. In der letzten

Stunde, bevor es abreist — zu einer Zeit, da alle Erwachsenen weg sind, an einer Regatta — da klettert jener Junge, von dem Mädchen angerufen, in seine Wohnung hinein. Es ist ein vierzehnjähriger voll pubertärer Schuldgefühle. Er hat eine Pistole bei sich, war nahe daran, sich zu erschießen. Darum hat ihn das Mädchen auch angerufen. Und nun kommt es, nach einem langen, wunderlichen Dialog, dazu, daß das Mädchen sich wirklich von dem Jungen seine Brust entblößen läßt — ein Ritual, möchte man sagen, das von beiden Seiten mit tiefer Angst und mit Zittern geschieht. Aber statt etwas Ekelhaftem, wie er gefürchtet hatte, bringt diese Entblößung dem Jungen etwas überaus Natürliches und Schönes zu Gesicht. Die beklommene Szene endet mit einem befreienden Lachen von beiden Seiten. Das Urmenschliche, das Natürliche trägt den Sieg über alle Verkrampfung davon, und der Junge hat in der Folge durchaus keine Lust mehr, sich das Leben zu nehmen. Er braucht die Pistole zu etwas Besserem. Er feuert über den Zug des weg-fahrenden Mädchens einen Salutschuß ab.

Stilistisches

Aus dem Gesagten dürfte erhellen, worum es dem Autor eigentlich geht: eine moralische Position zu beziehen, die dann auch wirklich haltbar ist; einer Wirklichkeit zum Durchbruch zu verhelfen, die nicht mehr diejenige von vorgestern und gestern, sondern diejenige von heute ist. Mag sein, daß Böll oft über sein Ziel hinausschießt; daß er sich mitunter nur heiser redet, da wo er in heiligem Zorn zu reden glaubt. Sein Anliegen bleibt doch eindrucklich, auch wenn er selber, durch die Einförmigkeit seines Zorns, es zu entwerten droht⁵.

Schwieriger liegen die Dinge auf stilistischem Gebiet. Was man am Stil Bölls nicht selten vermißt, ist eine überlegene syntaktische Gestaltung — oder, schlicht gesagt, Klarheit und Überblick. Da sich seine Einbildungskraft in die einzelnsten Einzelheiten des Alltags hineinbegibt — und da er ferner solche Einzelheiten in langen Assoziationsketten aneinanderzuheften liebt, hat der Leser oft Mühe, zu folgen. Das sinnliche Material

überwiegt dann den Geist, die Gestaltung. Es ist möglich, daß der Autor selbst die Forderung, der Stil möge übersichtlich sein, als klassizistisch oder als akademisch verwerfen würde. Aber es bleibt doch wahr, daß gestaltete Fülle für den Leser eine Lust, ungestalt überquellende Fülle dagegen eine Last ist. Möchte uns ein so hochbegabter Autor des öfteren von dieser Last entlasten!

Bölls Stil ist, seinem Anliegen gemäß, ein Aussage-Stil. Verschlüsselungen, Versteckspiel, Geheimnistuerei sind nicht seine Sache, und wir sind ihm dankbar dafür. Es fällt auf, daß er sich in seiner Prosa eine Art Refrain-Technik ausgebildet hat, die noch einmal an Wolfgang Borchert erinnert, auch wenn er sie diskreter handhabt als Borchert. Gewisse symbolträchtige Wörter oder Wen-

dungen tauchen im Ablauf des Textes immer wieder auf. Sie sollen uns, wie Wegweiser, andeuten, wo die ganze Sache hinauswill; sollen uns die Orientierung erleichtern in einer Sprachlandschaft, die oft schwer und zäh und gleichsam verquollen wirkt.

Arthur Häny

¹Ich denke hier im besonderen an den Roman «Und sagte kein einziges Wort».

²Aus Bertolt Brechts Gedicht «An die Nachgeborenen». ³Aus «Hierzulande, Aufsätze zur Zeit», S. 138. ⁴«Hierzulande», S. 23—45.

⁵Vgl. die Besprechung des Romans «Ansichten eines Clowns», die Anton Krättli in den Schweizer Monatsheften vom Dezember 1963, S. 1012f., geschrieben hat.

Schriftsteller sein ist, erst während des Schreibens seinen eigenen geistigen, seelischen Kulminationspunkt erreichen!

Peter Altenberg